

Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 13 (1926)
Heft: 5

Wettbewerbe

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nicht den vielen ein fremder Wille auferlegt. Jedes Glied ist ganz sich selbst, baut an sich selbst, aber hingegeben dem gemeinsamen Einen. Gemeinschaft ist hier selbstverständliche Wirklichkeit geworden; der einzelne trägt sein Sonderwesen herbei als Stein zu einem Bau, der über alles Sonderwesen weit hinausragt.

*

Es gibt Tanz und Tanz.

Das Sichtbarmachen und Gestalten unseres triebhaften Daseins, der dumpfen ungelösten Welt in uns kann Tanz sein.

Aber auch das Gestalten des Werdens und Wachsens unseres innersten Wesen, des Lebens jener stilleren

Kräfte in uns kann Tanz sein. Nur feiner ist das und schwerer zu fassen. Andere Augen braucht es und einen willigeren Sinn.

Das Wesentlichste in Emmy Sauerbecks Tänzen hängt mit diesem Neuen zusammen: ein leiseres Formen, ein reineres Hinhorchen auf das feinste Leben in uns.

Der Schauende aber braucht eigene Stille, für ihn ist Ruhe nur eine andere Bewegtheit, er weiss, dass diese feineren Dinge eine eigene Gestalt haben und eigene Gesetze. Er weiss, dass es nicht angeht, das Mass des einen Tanzes dem andern anzulegen. Er sucht, das Alte abzulegen und neu zu sein, weil nur ein neuer Sinn das Neue rein empfangen kann.

Max Niehans.

Zum Seefest-Wettbewerb in Zürich

Vorbemerkung der Redaktion: Herr Prof. Bernoulli in Basel hat uns zu dem von den Zürcher Ortsgruppen des S.I.A. und des S.W.B. veranstalteten Diskussionsabend über den Wettbewerb für die Seeufergestaltung (Anfang April) folgende Bemerkungen zur Verfügung gestellt, die wir leider aus Mangel an Raum etwas kürzen müssen. Zur Orientierung der Leser sei vorausgeschickt, dass der Referent des Abends, Herr Architekt H. de Fries aus Berlin, seine Ausführungen so spät beendigte, dass keine Diskussion mehr stattfinden konnte. Der Verfasser, Herr Prof. Bernoulli, amte als Preisrichter in dem Wettbewerb.

De Fries hat seinen grossen Schutthaufen reichlich mit Goldkörnern gespickt und ihn auch, wenn das kühne Wort erlaubt ist, an einer ganz angenehmen Sauce serviert. Er fing mit Berlin an (hat man je schon den Vortrag eines Berliners gehört, der *nicht* mit Berlin anfing?) und zog sich dann leise über Nürnberg und Emden nach Zürich. Und da entfielen ihm unterwegs wirklich ein paar gute, wenn auch nicht ganz neue Bemerkungen. De Fries machte darauf aufmerksam, dass die grossen Verkehrslinien womöglich ohne alle Kreuzungen durchgeführt werden sollten, dass da Unterführungen am Plaize wären. Dass man sich vom planimetrischen Planen zum Konzipieren in allen drei Dimensionen erheben müsse, dass dabei das Modell eine grosse Rolle zu spielen berufen sei. Er erinnerte an Francés biologische Studie über München und hat daran anknüpfend sehr anschaulich die Stadt als ein von inneren — wirtschaftlichen — Gesezten beherrschtes wachsendes Wesen dargestellt. Dass er dann in den unglücklichen Heimatschutzbegriiff der »Anpassung« zurückfiel, war bedauerlich. War je schon ein gutes Gebäude, eine schöne Stadt deshalb schön, wegen der Angleichung, der Anpassung an die Landschaft? Wir glaubten immer die Schönheit dort zu finden, wo eine Steigerung der Höhen, wo eine Verdeutlichung, Vereinfachung, sozusagen Stilisierung der bestehenden Verhält-

nisse durch Bauten auftrat. Und diese Steigerung ist öfter und glücklicher durch Kontrastwirkung erfolgt als durch »Anpassung«. Um bei Zürich zu bleiben: Was charakterisiert glücklicher den ansteigenden Hang, als die in den nahen Dörfern noch dutzendweise anstprechenden, senkrecht zum Hang der Berge anklimmenden Häusergruppen? Was entspricht als Bau schöner und reiner dem Charakter der weithinschimmernden leichtbewegten Wasserfläche, als der unmittelbar steil und starr aus dem Wasser aufragende Hochbau, der Turm? Von der Wasserkirche ist allerhand zu lernen. Na also!

Und dann kamen die Rezepte. O weh! Die Querachsen liegen Herrn de Fries im Magen, überhaupt die Achsen. Schade. Denn trotzdem ich Basler bin und als Basler das liebe Zürich gar nicht besonders schätze, ist es mir immer wieder eine besondere Sensation, das Auslaufen der mächtigen Achse der Bahnhofstrasse in den See zu erleben; und erst die Claridenstrasse, diese feinste, zarteste Schöpfung, die je von geraden Linien begrenzt war!

Man muss sich vor der Aufstellung von Lehrsätzen hüten: Herr De Fries hat selbst angesichts der schönen Grünachse, die vom Bahnhof Tiefenbrunnen her gegen den See vorstösst, seinen Lehrsatz von der notwendigen Vermeidung der übeln Querachse aufgegeben. Er hat jedem der 29 Projekte, dem es eingefallen war, gerade diese Achse zu unterdrücken, eins hinten auf gebrannt. Und auch sonstige bestimmte Liebhabereien, wie die Freihaltung des Alfred Escher-Platzes und anderes, waren schliesslich der Maßstab, an dem all die Arbeiten des Wettbewerbes gemessen wurden. Das ist das gute Recht eines einleitenden Referenten. Aber das dauerte zweieinhalb Stunden lang! Lieber Leser, das liest sich leicht, sehr leicht! Aber das will *erlebt* sein! Dazu noch etwas Neues,

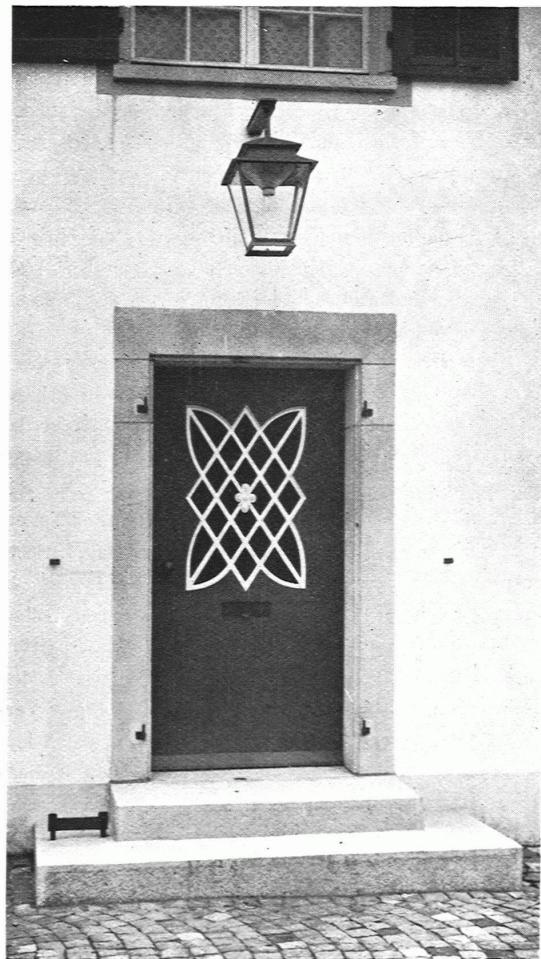
Besonderes, noch nie Dagewesenes: Der Vortragende (ein Berliner!) sprach so leise, dass wir nette Leute mit unseren kleinen Ohren einfach schon rein äusserlich, physisch, nicht mitkonnten. Weswegen denn auch Leute, die etwas auf sich hielten, den Saal vor Schluss verliessen. Schluss? Ja Schluss! Denn es war klar, dass nach einem »einleitenden« Referat von zweieinhalb Stunden alles tot war und dass die liebenswürdige Einladung des Vorsitzenden, nun von der Gelegenheit zur Diskussion reichlich Gebrauch zu machen, durchaus kein Verständnis fand. Keine Menschenseele regte sich. Alles war stumm, betreten, verlegen, gewissermassen im Namen des Herrn einleitenden Referenten.

»Ja, beim Himmel, was habt Ihr denn erwartet?« Eben, dass ein paar hingeworfene persönliche Bemerkungen zum Zugreifen veranlasst hätten, einem artigen Tur-

nier den Boden geebnet, die Schranken gestellt hätten. So glaubte ich immer, dass der Fall Zürich besonders darunter litt, dass naturgemäß — das heisst für eine Stadt: wirtschaftsgemäß — die Höhen locker und niedrig, der Talboden dicht und hoch überbaut werden muss und dass unglückseligerweise auf diese Art das Tal sich füllt und die dominierenden Höhen immer unbedeutender werden. Und dann schien mir, dass besondere Schwierigkeiten da entstehen, wo eine bescheidene aber bedeutungsvolle Altstadt mit grossen, aber verhältnismässig unbedeutenden Vorstadtbauten zusammenstösst; wobei der Begriff »bedeutend« eine arg unsichere Bedeutung hat: wir verstehen uns schon — ein fast unbewohnbares Wohnhaus aus dem XVI. Jahrhundert kommt uns heute bedeutender vor als ein komfortables Wohngebäude in bester 1880er Renaissance; nur wegen der Renaissance. Das ist natürlich ein weites Feld.

Und doch sollte man — wenn man schon Diskussionen veranstaltet — über diskutable Dinge sprechen. Ueber Schwierigkeiten, die sich vielleicht lösen, wenn man die Rücksichten des Tages für ein paar Abendstunden zu vergessen sucht. Item. Für all diese guten und schönen Dinge war kein Platz mehr. Die Einleitung war zu einer Ableitung geworden.

Hans Bernoulli.



Haustüre

HANS MÄHLY, ARCHITEKT, BASEL / HAUS ZUM SCHNEGG IN MEGGEN



Esszimmerleuchter: blau, weiß und gelb gestrichen; Stiel, Arme und Gehänge in Messing